

Jessica Benjamin

Die Fesseln der Liebe

*Psychoanalyse, Feminismus
und das Problem der Macht*

Klostermann/Nexus

Der Umschlag verwendet »Sankt Georg und der Drache« (1656)
von Paolo Uccello

Ins Deutsche übertragen von Nils Thomas Lindquist
und Diana Müller.

Der Titel der amerikanischen Ausgabe lautet
»The Bonds of Love. Psychoanalysis, Feminism and the Problem
of Domination«, 1988 erschienen bei Pantheon, New York

Lektorat: Dr. Helgard Kramer
Satz: Ulrike Seyer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.dnb.de> abrufbar.

unveränderter Nachdruck der 5. Auflage 2015
© 2020 Vittorio Klostermann GmbH, Frankfurt am Main
© 1990, 2009 Stroemfeld Verlag
Alle Rechte vorbehalten. All Rights Reserved.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
entsprechend ISO 9706.
Printed in Germany
ISBN 978-3-465-04522-9

Inhalt

Einleitung 9

Die erste Bindung 19

Erstes (An)erkennen 21

Intersubjektivität 24

Gegenseitigkeit: Die notwendige Spannung 36

Das Paradoxon der Anerkennung 44

Die Andere entdecken 50

Jenseits der Verinnerlichung 57

Herr und Knecht 67

Herrschaft und Differenzierung 67

Die Phantasie erotischer Herrschaft 70

Herrschaft, Tod und Unbehagen 78

Zerstörung und Überleben 84

Herrschaft und Geschlechterdifferenz 91

Das Begehren der Frau 103

Das Problem des weiblichen Begehrens 104

Penisneid – die Ursache 110

Entscheidung für den Vater 116

Der Spiegel des Begehrens 119

Der fehlende Vater 128

Die Suche der Frau nach der idealen Liebe 137

Ein Begehren für sich allein 146

<i>Das ödipale Rätsel</i>	157
Unter dem Schutz des Vaters	159
Die Urmutter	172
Die Ablehnung der Weiblichkeit	185
Das Prinzip der Polarisierung	196
Der neue Ödipus	203

<i>Geschlecht und Herrschaft</i>	209
Männliche Individualität, männliche Rationalität	211
Objektivität und Autonomie	215
Die Verteidiger der Privatsphäre	225
Das verlorene Ideal der Mütterlichkeit	234

<i>Schlußbemerkung</i>	251
------------------------	-----

<i>Literatur</i>	257
------------------	-----

Für Herbert Benjamin,
der unverbesserlich an den Kampf um soziale
Gerechtigkeit glaubte,
und für seine Enkelkinder

Einleitung

Das gern verleugnete Stück Wirklichkeit... ist, daß der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich höchstens, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf. Infolgedessen ist ihm der Nächste nicht nur möglicher Helfer und Sexualobjekt, sondern auch eine Versuchung, seine Aggression an ihm zu befriedigen, seine Arbeitskraft ohne Entschädigung auszunützen, ihn ohne seine Einwilligung sexuell zu gebrauchen, sich in den Besitz seiner Habe zu setzen, ihn zu demütigen, ihm Schmerzen zu bereiten, zu martern und zu töten. *Homo homini lupus*; wer hat nach allen Erfahrungen des Lebens und der Geschichte den Mut, diesen Satz zu bestreiten?

Sigmund Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*

Seit Thomas Hobbes in seiner Rechtfertigung der Macht die menschlichen Leidenschaften untersuchte, gilt Herrschaft als ein psychologisches Problem. Es klingt wie ein Echo auf Hobbes' Vorstellung vom Naturzustand, wenn Freud den Ursprung dieses Problems in der Neigung des Menschen sieht, sich wie ein Wolf zu verhalten. Das Gebot der Nächstenliebe ist kein Widerhall treulicher Fürsorge für andere, sondern im Gegenteil ein Zeugnis für unseren Hang zur Aggression. Freud erkennt zwar an, daß die Einschränkungen der Kultur schmerzhaft sind, aber er glaubt auch, daß sie uns vor den Gefahren der Natur beschützen, oder anders gesagt, das Gesetz der Autorität sei einem Krieg aller gegen alle vorzuziehen. Freud sah die Tatsache der menschlichen Destruktivität und kam zu dem Schluß, daß die von der Kultur geforderte Unterdrückung jedenfalls der im Naturzustand vorherrschenden Rücksichtslosigkeit vorzuziehen sei. Herrschaft sei unvermeidlich, fragt sich nur, welche Art von Herrschaft. Wer könnte, angesichts von Freuds epochaler Theorie über die Psyche und ihre Wechselbeziehung zur Kultur, seine Schlußfolgerungen bestreiten?

Aber Freuds Auffassung vom Konflikt zwischen Trieb und Kultur, beide mit ihren spezifischen Risiken und Vorzügen behaftet, hat das soziale Denken in eine Sackgasse geführt. Die Art, wie Freud das Problem der Herrschaft formuliert, läßt keinen Ausweg offen: entweder wir akzeptieren die Notwendigkeit irgendeiner rationalen Autorität, die unsere gefährliche Natur kontrolliert, oder wir behaupten naiv, daß unsere bessere Natur durch eine gefährliche Gesellschaftsordnung unterdrückt wird. Aber dieser Gegensatz zwischen Trieb und Kultur verschleiert die zentrale Frage, wie Herrschaft tatsächlich funktioniert. »Gäbe es denn einen Grund«, fragt Foucault, »der Macht zu gehorchen, wenn sie nur immer unterdrückend wäre, wenn sie nur immer nein sagte?«¹

Der Begriff Unterdrückung erfaßt nicht die Tatsache, daß Macht nicht deshalb »dauerhaft« ist, weil sie unser Begehren negiert, sondern weil sie es formt, weil sie es zu ihrem willigen Diener und Stellvertreter macht. Mit dem Begriff Unterdrückung ist also nicht die Tatsache erfaßt, daß Herrschaft ein System ist, das alle Ebenen der Psyche verwandelt. Nur wenn wir erkennen, daß Macht nicht einfach mit Verbot gleichgesetzt werden kann, wird es uns gelingen, aus dem Rahmen der Alternative zwischen unterdrückender Autorität und ungezügelter Natur herauszutreten.

In Wahrheit ist Freuds Verständnis der Autorität komplexer, als diese von ihm formulierte Alternative vermuten läßt. Denn er berücksichtigte auch das, wie wir sagen können, »erotische« Mittel der Kultur, das die Individuen trotz ihres Widerstands aneinander bindet. Gehorsam gegenüber den Gesetzen der Kultur wird, wie Freud sagt, nicht in erster Linie durch Furcht oder Klugheit eingeflößt, sondern durch Liebe, durch Liebe zu jenen frühen Machtpersonen, die erstmals Gehorsam verlangen. Gehorsam treibt aber die Aggression nicht aus, er lenkt sie lediglich gegen das Selbst. Dort wird sie zu einem Mittel der Selbstbeherrschung und färbt die Stimme des Gewissens mit einer Feindseligkeit, die nicht gegen die »unangreifbare« Autorität gerichtet werden kann.² Freud hat also eine Voraussetzung geschaffen, Herrschaft weniger als ein Problem der menschlichen Natur aufzufassen, denn als ein solches der menschlichen Beziehungen der

1 »*Truth and Power*«, S. 119, in *Power/Knowledge: Selected Interviews*. Foucault fährt dann fort: »Was die Macht dauerhaft macht und bewirkt, daß sie akzeptiert wird, ist einfach die Tatsache, daß sie nicht nur auf uns lastet wie eine Kraft, die Nein sagt, sondern daß sie sich lateral ausbreitet und Dinge hervorbringt, daß sie Freude schafft, Wissen formt und Diskurs produziert.« Zu den Dingen, die ein Machtsystem, ein Diskurs produziert, gehört wesentlich die Revolte gegen dieses. Siehe auch *History of Sexuality, Vol. 1*, dort seine Kritik an der psychoanalytischen »Repressions-Hypothese«.

2 Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*, G.W. XIV, bes. S. 482–493.

Interaktion zwischen Psyche und sozialem Leben. Darum läßt sich das Phänomen Herrschaft nicht einfach als Problem von Aggression und Kulturzwängen definieren, sondern als eine Verlängerung der Fesseln der Liebe.

Dieses Buch ist eine Analyse des Zusammenwirkens von Liebe und Herrschaft. Es begreift Herrschaft als einen zweiseitigen Prozeß, als ein System, das die Beteiligung sowohl derjenigen voraussetzt, die sich der Macht unterwerfen, als auch derjenigen, die sie ausüben. Vor allem sucht dieses Buch zu verstehen, wie Herrschaft sich in den Herzen der Beherrschten verankert.

Diese Frage ist nicht neu. Dostojewskis klassische Darstellung der Autorität, »Der Großinquisitor«, dramatisiert die psychologischen Kräfte der Herrschaft: Da kehrt während der Inquisition in Spanien Christus in die Welt zurück und konfrontiert den Inquisitor mit der Verfälschung des Glaubens durch die Kirche: Warum ist ein freier Akt der Liebe in eine Praxis der Unterwerfung verkehrt worden? Der Inquisitor antwortet, daß die Menschen nicht Freiheit und Wahrheit wollen, die nur Not und Leiden verursachen; sie wollen Wunder, Mysterien und Autorität. Das Leid, das die Folgsamkeit begleitet, ist dem Leiden vorzuziehen, das mit der Freiheit einhergeht. Die ehrfurchtgebietende Nähe der höchsten Macht, verkörpert in der Kirche, macht das Leiden erträglich, sogar zur Quelle von Inspiration oder Transzendenz. Diese Fähigkeit, die Hoffnung auf Erlösung zu mobilisieren, ist das Zeichen der Macht, die freiwillige Unterwerfung auslöst. Wir erkennen sie in einem breiten Spektrum sozialer Phänomene – ob Papst oder politische Partei – als die Macht, die Furcht und zugleich Anbetung weckt.

Freud verdanken wir die weitestgehenden Einsichten in die Funktionsweise der Herrschaft. Gemäß seiner Auffassung des Naturzustandes erkannte Freud die Ursprünge der Kultur im primären Kampf zwischen Vater und Sohn. Die Söhne, die die Autorität des Vaters stürzen, fürchten schließlich ihre eigene Aggression und Gesetzlosigkeit und bereuen den Verlust der herrlichen Macht des Vaters; und so richten sie Gesetz und Autorität im Vaterbild wieder auf. So entsteht ein scheinbar nicht unterbrechbarer Kreislauf, der Auflehnung folgen stets Schuldgefühle und die Wiederherstellung der Autorität. Wie Herbert Marcuse bemerkte, wurde in jeder Revolution die Hoffnung auf Abschaffung der Herrschaft durch die Errichtung einer neuen Autorität besiegt – jede Revolution war zugleich eine »verratene Revolution«.³

Seit Freud gab es viele Versuche, das Problem der Herrschaft neu zu for-

mulieren, aber immer wurde die primäre Metapher des Kampfes zwischen Vater und Sohn zugrunde gelegt. Manche psychoanalytische Kritiker folgerten, daß die väterliche Autorität gar nicht so schlimm sei, weil die Söhne die Vorteile wie auch die Einschränkungen des Gesetzes erben. Andere widersprachen dieser Konzession an die Autorität und behaupteten, daß die Aufhebung der Unterdrückung potentiell die Destruktivität der Triebe aufheben könnte. Aber ihr Widerstand gegen das väterliche Gesetz beruhte auf einer Bejahung der Natur, die dem Problem der menschlichen Destruktivität auswich und allem zu widersprechen schien, was wir über das Leben und die Geschichte wissen.

Das historische Phänomen, das die Untersuchung der Herrschaft am stärksten beeinflusste, war natürlich das Auftreten faschistischer Massenbewegungen mit ihrer ekstatischen Unterwerfung unter den mit hypnotischer Macht ausgestatteten Führer. Manche psychoanalytischen Sozialkritiker behaupteten, daß das Scheitern der rationalen väterlichen Autorität in einer »vaterlosen Gesellschaft« die Sehnsucht nach Unterwerfung unter einen mächtigen Führer geweckt habe. So strukturierte das Paradigma des Kampfes zwischen Vater und Sohn das Verständnis der Herrschaft, als ob es um eine Entscheidung zwischen rational-demokratischer und irrationaler Autorität ginge, um die Wahl des kleineren Übels.⁴

3 Marcuse, *Eros and Civilization*, S. 83.

4 Die ersten wichtigen psychoanalytischen Abhandlungen zum Problem der Herrschaft erschienen im Kontext des faschistischen Triumphs in Europa und des nachfolgenden Scheiterns der linken Sozialbewegungen. Wilhelm Reich, bekannt durch seine Arbeit an theoretischen und sozialpädagogischen Projekten der zwanziger Jahre, hatte bereits ansatzweise die Idee formuliert, daß Autorität durch Triebunterdrückung wirksam wird. Seine Schriften *Die Massenpsychologie des Faschismus* und »Was ist Klassenbewußtsein?« enthielten die stärkste Parteinahme für den Trieb und gegen die Kultur. Den entgegengesetzten Standpunkt, nämlich die Verteidigung der rationalen, demokratischen Autorität, brachten die Werke der Frankfurter »Kritischen Theoretiker« zum Ausdruck: Max Horkheimer, Th.W. Adorno, Herbert Marcuse und (zeitweilig) Erich Fromm. (Siehe *Studien über Autorität und Familie*). Die Autoren der kritischen Theorie bestätigten Freuds Auffassung von der Gefährlichkeit der Triebe und vertraten schließlich den Standpunkt, die alte moralische Autorität des väterlichen Über-Ichs gegen die neuen, »bruchlosen« Herrschaftsformen in einer faschistischen oder bürgerlichen Massengesellschaft in Schutz zu nehmen (siehe Horkheimer und Adorno, *Dialektik der Aufklärung*; Horkheimer, »Autorität und Familie in der Gegenwart«; Marcuse, »The Obsolescence of the Freudian Concept of Man«). So wurde die Antinomie zwischen Trieb und Kultur durch diese Generation von psychoanalytischen Sozialtheoretikern nocheinmal bestätigt nicht aber aufgehoben. Diese Antinomie liegt auch der Idee der »Vaterlosen Gesellschaft« und der Verteidigung der väterlichen Autorität zugrunde. Siehe auch Alexander Mitscherlichs Analyse der Nachkriegsgesellschaft, *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft*, sowie Russell Jacobys Auseinandersetzung mit der Frankfurter Schule in *Social Amnesia*.

Das Merkwürdige an dieser Autoritäts-Debatte unter Freudianern ist, daß sie ausschließlich in einer Männerwelt stattfindet. Der Machtkampf entbrennt zwischen Vater und Sohn, die Frau spielt darin keine Rolle, außer als Siegespreis, als Verführerin zur Regression oder als dritter Punkt eines Dreiecks. In dieser Geschichte gibt es keine Auseinandersetzung zwischen Mann und Frau, tatsächlich wird die Unterordnung der Frau unter den Mann stillschweigend vorausgesetzt. Sogar die radikalsten unter den linken Freudianern hatten eine sonderbare Scheu, jenes grundlegende und völlig ungeprüfte Postulat der Psychoanalyse über die Herrschaft anzutasten: die Unterordnung der Frauen unter die Männer.⁵ Dieses Postulat leistet mehr, als allen alten – bewußten oder unbewußten – Ideen über Männer und Frauen ein Refugium zu bieten; es bietet auch, wie sich zeigen wird, die ultimative Rechtfertigung für das Akzeptieren jeglicher Autorität.

Ausgehend von feministischer Kritik und einer neuen Deutung der psychoanalytischen Theorie wird in diesem Buch das Problem der Herrschaft erneut erörtert.⁶ Der Feminismus hat das Bewußtsein für die Unterdrückung der Frau geschärft und stellt nun auch die psychoanalytische Theorie in Frage, insofern sie die Autorität akzeptiert. Feministische Kritik kann den Bau des freudianischen Denkens aus den Angeln heben und seine Fundamente freilegen – nämlich die Akzeptanz der Autorität und des Ge-

Erich Fromm verwarf die Triebtheorie, benutzte aber Freuds Vorstellung eines Führers der Massen (*Massenpsychologie und Ich-Analyse*), als er in *Die Furcht vor der Freiheit* die Idee einer Suche nach dem »magischen Helfer« entwickelte. Fromms Auffassung, die die Angstvermeidung anstelle des Triebs betont, ist recht aufschlußreich, berücksichtigt aber nicht den erotischen Charakter der Unterwerfung sowie die Tatsache, daß die erste Beziehung zu den Eltern auf Liebe *und* auf Angst beruht. Zwei spätere Versuche, aus dieser durch das Paradigma des Gegensatzes von Trieb und Kultur bedingten Sackgasse auszubringen, waren N. O. Brown, *Life Against Death* und Marcuse, *Eros and Civilization*. Beide behaupten, daß die Triebe gar nicht destruktiv zu sein brauchten, doch es geht ihnen weniger darum, die Unterwerfung zu erklären als vielmehr zu zeigen, warum die Kultur repressiv ist und das Individuum von seinen tiefsten Wünschen trennt.

5 Genau genommen muß man zugestehen, daß Reich (»Der Einbruch der Sexualmoral«), Marcuse (*Eros and Civilization*) und Brown (*Life Against Death*) das Problem der Unterdrückung der Frau keineswegs ignorierten. Bei Reich und Marcuse entglitt die Erörterung dieses Problems jedoch immer in eine Diskussion der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse; die feministische Analyse wich der marxistischen. Auch für Brown war die Herrschaft der Männer keine eigenständige Frage, sondern eine Station auf dem Weg der Kultur zur Negation des Todes und der Triebe.

6 Meine Studie teilt, wie ich dankbar anmerken möchte, viele grundsätzliche Auffassungen mit den theoretischen Beiträgen von Nancy Chodorow (*The Reproduction of Mothering* sowie »Gender, Relation and Difference in psychoanalytic Perspective«), Evelyn Keller (*Reflections on Gender and Science*), Dorothy Dinnerstein (*The Mermaid and the Minotaur*) und Carol Gilligan (*In a Different Voice*, sowie »Remapping the Moral Domain«).

schlechterverhältnisses. Was im Freudschen Denken als die psychologische Unvermeidlichkeit der Herrschaft erschien, kann heute daher als Folge eines komplexen psychischen Entwicklungsprozesses verstanden werden, nicht mehr als »gewachsener Fels«.

Der Ausgangspunkt für diese erneute Untersuchung des Problems der Herrschaft ist Simone de Beauvoirs Einsicht, daß die Frau als die primäre Andere des Mannes fungiert, als sein Gegensatz, sie verkörpert Natur gegenüber seiner Vernunft, Immanenz gegenüber seiner Transzendenz, ursprüngliches Einssein gegenüber seiner individuierten Abgelöstheit, sie ist Objekt für ihn als Subjekt.⁷ Diese Analyse der Geschlechter-Herrschaft als einer Komplementärbeziehung zwischen Subjekt und Objekt, wobei eines das andere spiegelt, eröffnet auch eine neue Perspektive auf den allesbeherrschenden Dualismus der westlichen Kultur. Ihr zufolge liegt die Polarität der Geschlechter dem vertrauten Dualismus von Autonomie und Abhängigkeit zugrunde und legt mithin auch die Koordinaten für die Positionen von Herr und Knecht fest.

Die grundlegende Frage, die wir erörtern müssen, ist, warum diese Positionen auch weiterhin die Beziehung zwischen den Geschlechtern prägen, obwohl unsere Gesellschaft sich doch formal zur Gleichheit bekennt. Was erklärt die psychologische Zählebigkeit dieses Machtverhältnisses? Ich glaube, die psychoanalytische Theorie kann heute jenen Sachverhalt erschließen, den sie früher ungeprüft akzeptierte: die Genese psychischer Strukturen, in denen die eine Person das Subjekt spielt und die andere ihm als Objekt dienen muß. Im folgenden wird der Entfaltungsprozeß dieser Struktur analysiert, um zu zeigen, daß und wie sie die Grundlagen von Herrschaft bestimmt.

Ich werde zeigen, wie sich die Struktur der Herrschaft von der Beziehung zwischen Mutter und Säugling bis ins erwachsene Liebesleben verfolgen läßt, vom ersten Bewußtwerden des Unterschieds zwischen Mutter und Vater bis zu den allgemeinen Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in unserer Kultur. Wir werden mit dem Konflikt zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit im Leben des Säuglings beginnen und zu den Gegensätzen von Macht und Unterordnung im Sexualleben des Erwachsenen fortschreiten. Wir werden sehen, wie Männlichkeit und Weiblichkeit mit den Positionen von Herr und Knecht verknüpft werden – wie diese Positionen aus den unterschiedlichen Beziehungen von Jungen und Mädchen zu Mutter und Vater entstehen, und wie sie die unterschiedlichen

7 De Beauvoir, *Das andere Geschlecht*.

Schicksale von männlichen und weiblichen Kindern bestimmen. Wir werden feststellen, wie im grundlegenden Entwicklungsmodell der Psychoanalyse, dem Ödipuskomplex, das Mädchen als Objekt und der Junge als Subjekt gesetzt wird und wie dieser Gegensatz das Ideal des Individuums selbst verzerrt. Schließlich werden wir dieses Ideal im Gesamtbild unserer Kultur aufzeigen, einer Kultur, die die Strukturen der Herrschaft verewigt, während sie sich doch scheinbar zum Gleichheitsprinzip bekennt.

Gerade die Tatsache, daß diese Struktur so tief in der Psyche verankert ist, verleiht der Herrschaft den Anschein des Unvermeidlichen, bewirkt scheinbar, daß eine Beziehung, in der beide Beteiligten Subjekte – gleich mächtig und gleichermaßen von gegenseitigem Respekt erfüllt – sind, unmöglich wird. Als Theorie der unbewußten psychischen Prozesse bietet die Psychoanalyse einen vielversprechenden Ausgangspunkt für die Untersuchung dieser Struktur. Aber sie enthält, wie Freuds Denken zeigt, auch die geschickteste Rationalisierung der Autorität. Infolgedessen bietet die Psychoanalyse sowohl eine Illustration unseres Problems als auch einen Leitfaden zur Erörterung dieses Problems. Die Analyse von Herrschaft wird in diesem Buch also immer mit einer Kritik des psychoanalytischen Denkens verknüpft, bei allen Themen, die wir behandeln werden – der Entwicklung des Individuums, den Unterschieden zwischen den Geschlechtern und der Autorität.⁸

Das bisherige psychoanalytische Denken der Kritik zu unterziehen, bedeutet nicht nur zu zeigen (wie manche Feministinnen meinen), daß die Geschlechter-Stereotypen und »Vorurteile« im Freudschen Denken gesellschaftliche Konstrukte sind. Auch soll nicht gegen Freuds Auffassung von der menschlichen Natur behauptet werden, daß Frauen, anders als Männer, »sanfte Wesen« seien. Ich schließe mich der feministischen Kritik an der Geschlechter-Polarität zwar an, bin mir aber bewußt, daß sie manchmal die Dualität verstärkt hat, die sie kritisieren wollte. Denn jede binäre Aufspaltung führt in Versuchung, lediglich das Verhältnis umzukehren, aufzuwerten was abgewertet wurde und herabzusetzen, was überbewertet wurde. Die Tendenz zur Umkehrung zu meiden, ist nicht leicht – besonders angesichts der bestehenden Trennung zwischen den Geschlechtern, die das Weibliche kulturell als das Nicht-Männliche definiert. Um den Gegensatz der

8 Weil diese Kritik oft die »klassische« psychoanalytische Theorie mit neueren, abweichenden Standpunkten vergleicht, habe ich manche technischen und fachspezifischen Details in den Anmerkungen untergebracht. Denn ich bin überzeugt, daß die Psychoanalyse mit einem Bein in der klinischen Theorie und Praxis, mit dem anderen im intellektuellen Diskurs der Öffentlichkeit stehen sollte.

Geschlechter, der unser psychisches, kulturelles und soziales Leben durchdringt, in Frage zu stellen, ist es notwendig, nicht nur die Idealisierung der Männlichkeit zu kritisieren, sondern auch die reaktive Aufwertung der Weiblichkeit. Es geht nicht darum, Partei zu ergreifen, sondern die dualistische Struktur selbst in den Blick zu bekommen.

Klarheit in dieser Hinsicht ist für das heutige feministische Denken besonders wichtig, weil es im Feminismus eine starke Strömung gibt, die das Problem der Herrschaft als Drama versteht, bei dem weibliche Verletzlichkeit der männlichen Aggression zum Opfer fällt. Auch Feministinnen, die sich um ein differenzierteres Denken bemühen, scheuen sich oft, die Unterwerfung der Frau zu analysieren, weil sie fürchten, mit dem Eingeständnis der weiblichen Beteiligung an der Herrschaftsbeziehung könnte die Last der Verantwortung scheinbar von den Männern auf die Frauen verschoben werden und der moralische Sieg von der Frau auf den Mann. Dies ist überhaupt eine Schwäche aller radikalen Politik gewesen: die Unterdrückten zu idealisieren, als ob deren Politik und Kultur von den Auswirkungen der Herrschaft ganz frei blieben, als ob die Menschen nicht an ihrer Unterjochung mitwirkten. Herrschaft aber auf eine simple Beziehung zwischen Täter und Opfer zu reduzieren, heißt, die Analyse durch moralische Empörung zu ersetzen. Solch eine Simplifizierung reproduziert schließlich nur die Struktur der Geschlechter-Polarität unter dem Vorwand, sie zu attackieren.

Ich will dagegen versuchen, auf der psychoanalytischen Theorie aufzubauen und sie weiterzuentwickeln, um Freuds Geschichte der Herrschaft auf eine andere Weise zu erzählen, und zwar so, daß deren Komplexität und Mehrdeutigkeit erhalten bleibt. Es war Freuds Überzeugung, daß wir ohne (als Schuldgefühl verinnerlichte) Autorität nicht leben können und daß uns nichts anderes übrig bleibt, als unter ihren Zwängen zu leiden. Zweifellos erlaubt unsere historische Situation eher, die maskuline Form der Autorität in Frage zu stellen – was Freud nicht tat –, aber dies allein löst noch nicht das Problem der Destruktivität oder der Unterwerfung. Es gibt uns lediglich einen neuen Zugang, die Spannung zwischen dem Wunsch, frei zu sein, und dem Wunsch, es nicht zu sein, zu begreifen. Um diesen Ansatz trotz allem zu bewahren, braucht Theorie, wie mir scheint, etwas von jener Eigenschaft, die Keats für die Poesie reklamierte »negative Fähigkeit«. Das theoretische Äquivalent dieser Fähigkeit, dem Rätselhaften und Ungewissen »ohne vorschnelles Zurückgreifen auf Fakten und Vernunft« standzuhalten, wäre das Bemühen, die Widersprüche der Fakten und der Vernunft zu verstehen, ohne ängstlich eine Seite auf Kosten der anderen festzuhalten.

Wie ich an anderer Stelle sagte, kann eine Theorie oder Politik, die Widersprüche nicht aushält, die das Irrationale leugnet, die die erotischen, phantastischen Momente des menschlichen Lebens hinwegzuanieren versucht, nicht ein authentisches Ende der Herrschaft antizipieren, sondern nur noch das Feld räumen.

Die erste Bindung

Die Psychoanalyse hat nach Freud ihren Blickwinkel verändert und befaßt sich nun mit immer früheren Entwicklungsphasen der Kindheit und des Säuglingsalters. Diese Umorientierung hatte eine Reihe von Auswirkungen: Sie gab der Mutter-Kind-Dyade eine dem ödipalen Dreieck ebenbürtige Bedeutung für die psychische Entwicklung und regte damit eine neue theoretische Konstruktion der Entwicklung des Individuums an. Diese Verschiebung von der ödipalen zur präödipalen Problematik – das heißt, vom Vater zur Mutter – kann tatsächlich als eine Veränderung des gesamten Bezugsrahmens des psychoanalytischen Denkens bezeichnet werden. Wo einst die Psyche als Kraftfeld von Trieben und Abwehrmechanismen vorgestellt wurde, wurde sie nunmehr zum inneren Drama des Ichs und seiner Objekte (wie die Psychoanalyse die psychischen Repräsentanzen anderer Personen bezeichnet). Unvermeidlich führte die Beschäftigung mit dem Ich und seinen inneren Objektbeziehungen zu einem verstärkten Interesse für die Idee des Selbst, und, allgemeiner gesagt, für die Beziehung zwischen dem Selbst und den anderen. Die letzten fünfundzwanzig Jahre erlebten eine Blüte psychoanalytischer Theorien über die frühe Entwicklung des Selbst in der Beziehung zu anderen.¹

1 An dieser Hinwendung des psychoanalytischen Interesses zu den Objektbeziehungen sind verschiedene Strömungen beteiligt. Manche betonen nur die innere Beziehung zum Objekt, während andere auch das reale äußere Objekt einbeziehen. Diese Strömungen haben sich in England und in Amerika recht unterschiedlich entwickelt, wobei es beiden offenbar um die Objektbeziehungen geht. Die britische Schule der Objektbeziehungen begann mit Melanie Kleins Arbeiten über die frühen Phasen der Mutter-Kind-Beziehung (siehe auch zum Beispiel *Envy and Gratitude*) in den dreißiger und vierziger Jahren, und dann erfolgte eine Abkehr von der Trieb-Theorie mit den Arbeiten von Ronald Fairbairn (siehe *Psychoanalytic Studies of the Personality*), D. W. Winnicott (siehe *The Maturation Process and the Facilitating Environment*) und Michael Balint, dessen Untersuchung über die primäre Liebe zum ersten Mal einen eindeutig sozialen Ursprung der Beziehungen eines Säuglings feststellte. (Balint wird manchmal gesondert, als Angehöriger der ungarischen Schule behandelt; siehe *The Basic Fault*.) Einen zusammenfas-

In diesem Kapitel werde ich zeigen, wie Herrschaft aus einer Veränderung der Beziehung zwischen dem Selbst und der (ersten) Anderen hervorgeht. Kurz gesagt: Herrschaft und Unterwerfung entspringen aus einem Zusammenbruch der notwendigen Spannung zwischen Selbstbehauptung und gegenseitiger Anerkennung, die die Begegnung zwischen dem Selbst und anderen als eigenständig und gleichwertig ermöglicht.

Selbstbehauptung und Anerkennung bilden die Pole eines prekären Gleichgewichts. Dieses Gleichgewicht ist wesentlich für das, was als »Differenzierung« bezeichnet wird: die Entwicklung des Individuums zu einem Selbst, das sich seiner Verschiedenheit von anderen bewußt ist. Dieses Gleichgewicht, und damit die Differenzierung zwischen Selbst und anderem, ist schwer aufrechtzuerhalten.² Vor allem das Bedürfnis nach Anerkennung läßt ein Paradoxon entstehen. Denn Anerkennung ist jene Reaktion der anderen, die die Gefühle, Intentionen und Aktionen des Selbst überhaupt erst sinnvoll macht. Sie ist die Bedingung für die Entwicklung von Selbsttätigkeit und Urheberchaft. Solche Anerkennung kann uns nur von einer oder einem Anderen zuteil werden, die oder den wir wiederum als eine eigenständige Person anerkennen. Dieser Kampf, von anderen aner-

senden Überblick über die Entwicklung der Objektbeziehungs-Theoretiker und die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede, unter besonderer Berücksichtigung Fairbairns, findet sich bei Harry Guntrip, *Personality Structure and Human Interaction*. In Amerika wurde die Objektbeziehungstheorie von der Ich-Psychologie überschattet, der theoretischen Hauptströmung der Nachkriegszeit. Diese Schule richtete erst wesentlich später ihr Augenmerk auf die innere Welt der Objekte; ein Meilenstein in dieser theoretischen Entwicklung war Edith Jacobsons *The Self and the Object World* (1964). Auch die Untersuchung von Margaret Mahler et al. über Ablösung und Individuation in der frühen Kindheit (*The Psychological Birth of the Human Infant*) drängte die Ich-Psychologie entscheidend in die Richtung der Objektbeziehungen. Und bedeutende amerikanische Psychoanalytiker haben zur Entwicklung der Theorie der Objektbeziehungen beigetragen, zum Beispiel Hans Loewald (»The Therapeutic Action of Psychoanalysis«) und Arnold Modell (*Object Love and Reality*). Manche kritischen Einwände gegen die Triebtheorie, wie sie die britischen Theoretiker der Objektbeziehungen erhoben, wurden in Amerika von Heinz Kohut nachvollzogen, der in den siebziger Jahren die Ich-Psychologie begründete (siehe *The Restoration of the Self*). Harry Stack Sullivan (siehe *The Interpersonal Theory of Psychiatry*), der an den Untersuchungen der britischen Schule über die Objektbeziehungen mitgearbeitet hat, beeinflusste – trotz seiner offiziellen Trennung von den freudianischen Psychoanalytikern und seiner Zurückweisung durch diese in der Nachkriegszeit – die klinischen Praktiker im Sinn einer stärkeren Beachtung der äußeren Realität, besonders im Fall der Psychose. Die Beziehungen zwischen diesen verschiedenen Entwicklungen werden dargestellt von Jay Greenberg und Stephen Mitchell in *Object Relations in Psychoanalytic Theory*.

2 Wenn hier die Differenzierung in der frühen Kindheit betont wird, so heißt dies nicht, daß das Säuglingsalter spätere Erfahrungen determiniert, sondern daß es bestimmte Probleme und Strukturen etabliert, die später manchmal in anderer Form wieder auftauchen.

kannt zu werden und damit uns selbst zu bestätigen, bildet, wie Hegel zeigte, den Kern von Herrschaftsbeziehungen. Doch was Hegel auf der Ebene philosophischer Abstraktion formulierte, läßt sich auch im Lichte dessen diskutieren, was wir über die psychische Entwicklung des Säuglings wissen. In diesem Kapitel werden wir den Weg der Anerkennung in den frühesten Begegnungen des Selbst mit der fürsorglichen Bezugsperson verfolgen und sehen, wie die Unfähigkeit, das Paradoxon in dieser Interaktion auszuhalten, den Austausch von Anerkennung häufig in Herrschaft und Unterwerfung verkehren kann.

Erstes (An)erkennen

Während die junge Mutter ihr neugeborenes Kind in den Armen wiegt und ihm in die Augen schaut, sagt sie: »Ja, ich weiß, es erkennt mich. Du erkennst mich doch, nicht wahr?« Und während sie in diesem hohen, wiederholungsreichen Tonfall ihrem Baby etwas vorsingt (in diesem Singsang, der – wie die Wissenschaft bestätigt – weltweites *Baby-Talk* ist), schreibt sie dem Kleinen ein Wissen zu, das gewöhnliche Kenntnisse übersteigt. Skeptische Beobachter mögen einwenden, solch ein »Wissen« sei nur die Projektion der Mutter. Doch für die Mutter selbst ist dieser friedliche Augenblick nach dem Stillen – häufig nach einem sich steigernden Unwetter von Geschrei und Konvulsionen, nach ungeschickten Versuchen, Babys Mündchen mit der Brustwarze zu verbinden, nach einer allmählichen Entspannung, wenn Baby zu saugen anfängt und die Milch zu fließen beginnt, und wenn das Kleine dann seine Mutter so aufmerksam, wach und doch rätselhaft anschaut... – dann ist dies tatsächlich ein Augenblick des Erkennens und Anerkennens. Dann sagt die Mutter vielleicht zu ihrem Baby: »Hallo, du Neuling! Bist du wirklich die Person, die ich in mir getragen habe? Erkennst du mich?« – Und anders als jener skeptische Beobachter, wäre sie gar nicht erstaunt zu hören, daß ihr Baby – wie wissenschaftliche Experimente bewiesen haben – sie bereits von anderen Menschen unterscheiden kann: daß Neugeborene bereits den Anblick, den Tonfall und den Geruch ihrer Mutter bevorzugen.³

3 Die Zahl der Studien über die Fähigkeiten von Neugeborenen ist erstaunlich. Zunehmend setzen sich Experimente durch, die das frühe Erkennen der eigenen Mutter beim Säugling belegen. Siehe T. B. Brazelton, »Neonatal Assessment«, der die Vorliebe des Säuglings für Gesicht und Stimme der Mutter schon in der ersten Lebenswoche dokumentiert; ferner J. MacFarlanes Studien über die Vorliebe des Säuglings für die Milch der

Die Mutter, die sich von ihrem Baby erkannt fühlt, projiziert nicht einfach ihre eigenen Gefühle auf das Kind, das tut sie natürlich auch. Aber sie verbindet die Vergangenheit des Neugeborenen – in ihr – mit dessen Zukunft als einer eigenständigen Person: außerhalb ihrer.⁴ Das Baby ist für die Mutter ein Neuling. Sie weiß noch nicht, wer dieses Baby ist; auch wenn sie überzeugt ist, daß es bereits jemand ist, eine einmalige Person mit ihrem eigenen Schicksal.⁵ Das Baby ist zwar völlig abhängig von ihr – aber nicht nur von ihr, sondern vielleicht auch von einem Vater oder von anderen Personen. Aber sie zweifelt keine Sekunde daran, daß dieses Baby sein eigenes Selbst, seine einzigartige Persönlichkeit in ihr gemeinsames Leben einbringen wird. Und sie ist bereits dankbar für die Kooperation und Aktivität des Babys – für seine Bereitschaft, sich trösten zu lassen; für seine Geduld bei Frustrationen, für seine Freude über ihre Milch, seinen Blick in ihr Gesicht. Später, wenn das Baby noch deutlicher zeigen kann, daß es die Mutter kennt und allen anderen Personen vorzieht, wird sie diesen Schimmer des Wiedererkennens als Zeichen einer Gegenseitigkeit verstehen, die trotz der enormen Ungleichheit der Eltern-Kind-Beziehung doch erhalten bleibt. Vielleicht wird sie aber nie wieder so stark wie in diesen ersten Lebenstagen ihres Babys diese intensive Gefühlsmischung empfinden: dies Kind ist ein Teil von ihr – ganz vertraut und doch unbekannt, neu und anders.

Vielleicht fällt es der Mutter schwer, dieses Paradoxon zu akzeptieren: die Tatsache nämlich, daß dieses Baby aus ihr gekommen ist – und ihr doch so unbekannt ist. Vielleicht ist sie frustriert, weil ihr Kind noch nicht sagen kann, wer es ist, was es weiß oder nicht weiß. Die junge Mutter hat wahrscheinlich eine komplexe Mischung von Gefühlen. Und in der allgemeinen

Mutter in »Olfaction in the Development of Social Preferences in the Human Neonate«; G. Carpenter über die Vorliebe zwei Wochen alter Säuglinge für das Gesicht der Mutter in »Mother's Face and the Newborn«; und A. DeCasper und W. Fifer, »Of Human Bonding: Newborns Prefer Their Mother's Voices«.

4 Wenn ich hier von einer Frau spreche, die ihr Kind selbst ausgetragen hat, so beziehe ich mich auf Forschungsbefunde an Mutter-Kind-Paaren, bei denen der Säugling das biologische Kind der Mutter war. Aber ich glaube nicht, daß die Erfahrung im Fall einer Adaption eine völlig andere wäre. Wie biologische Mütter, so tragen auch Adoptivmütter ihr Baby vor der Geburt im Herzen, und identifizieren sich mit ihren eigenen Müttern, die sie einst in sich getragen hatten. Was ich meine, ist also ein psychisches »Tragen« – und anschließend die Wandlung zu einer Beziehung mit einem realen, außerhalb existierenden Baby.

5 Obwohl ich über die Mutter schreibe, meine ich lediglich die signifikante Erwachsene, die genauso ein Vater oder jeder andere, dem Kind wohlbekannte Betreuer sein kann. Aber da es für meine Argumentation ganz relevant ist, daß der Hauptbetreuer in unserer Kultur üblicherweise »die Mutter« ist (oder als solche angenommen wird), wird diese Ambiguität bestehen bleiben müssen.

Sentimentalität, die heute die Mutterschaft umgibt, werden manche dieser Gefühle vernachlässigt oder ganz verleugnet. Vielleicht langweilt sich die Mutter. Vielleicht ist sie unsicher, was sie tun soll, um ihr Baby zu erheitern, um es zu beruhigen. Vielleicht ist sie erschöpft oder macht sich Sorgen um sich selbst und ihren Körper. Vielleicht ist sie sogar wütend, weil das Baby so viel von ihr verlangt – oder sie ist bestürzt über Babys scheinbaren Mangel an Dankbarkeit oder Reaktionsbereitschaft. Vielleicht wartet sie ungeduldig darauf, daß das Baby sich zu erkennen gibt – oder sie fürchtet, ihr Kind sei nicht normal, es könnte immer so bleiben wie jetzt.

Trotz solcher Zweifel und Schwierigkeiten können die meisten Mütter bei ihrem ersten Kind eine starke Bindung zum Neugeborenen eingehen und aufrechterhalten. Ob es einer Mutter gelingt, ihre Mutterrolle zu erfüllen, hängt natürlich auch davon ab, wieviel Liebe und Fürsorge ihre eigenen Eltern ihr schenken und von der Unterstützung, die sie von anderen Erwachsenen ihrer Umgebung erfährt. Was sie aber von Augenblick zu Augenblick trägt, ist die entstehende Beziehung zu ihrem Kind: die Befriedigung, die sie empfindet, wenn das Baby mit all seiner ungeschickten Intensität auf sie reagiert.⁶ In dieser frühen Interaktion kann die Mutter bereits erste Anzeichen gegenseitiger Anerkennung feststellen: »Ich erkenne *dich* an als mein Baby, das *mich* anerkennt.«

Zur Erfahrung solch umfassender und freudiger Anerkennung gehört auch die paradoxe Empfindung: »Du«, die (oder der) du »mein« bist, bist aber auch anders, neu, außerhalb meiner. Auch ein Verlustgefühl gehört dazu: weil Du nicht mehr in mir bist; weil Du nicht mehr nur meine Phantasie bist; weil wir nicht mehr physisch und psychisch eins sind; und weil ich nicht mehr für Dich sorgen kann, indem ich einfach für mich selbst sorge. Vielleicht will ich diese Seite der Realität lieber aus meinem Bewußtsein verdrängen: zum Beispiel, indem ich sage, Du bist das wunderbarste Baby der Welt, allen anderen Babys weit überlegen; Du bist mein Traumkind, und die Fürsorge für Dich fällt mir so leicht wie die Sorge für mich selbst – und erfüllt meine tiefsten Wünsche nach Macht und Herrlichkeit. – Der

6 Untersuchungen über das Säuglingsalter zeigen, daß der Säugling ein aktiver Partner in der Beziehung ist. Sie sprechen von dem »kompetenten« Säugling, der bei erwachsenen Betreuungspersonen genau jene Art von Verhalten hervorrufen kann, die für seine emotionale Sicherheit und Entwicklung optimal ist; das heißt, der Säugling gibt verständliche Hinweise und er ist empfänglich für Stimulation durch die Eltern und aktiv daran interessiert. Siehe S. Goldberg, »Social Competence in Infancy«; M. D. S. Ainsworth und S. Bell, »Mother-Infant-Interaction and the Development of Competence«; R. Q. Bell, »The Contribution of Human Infants to Caregiving and Social Interaction«; und Lewis und Rosenblum (Hrsg.), *The Effect of the Infant on Its Caregiver*.

Versuchung, so zu empfinden, erliegen junge Eltern in unterschiedlichem Maß.

Zu diesem Prozeß der Anerkennung – hier aufgezeigt am Beispiel der jungen Mutter mit ihrem Kind – gehört stets die paradoxe Mischung von Anderssein und Zusammensein: Du gehörst zu mir – und doch bist Du nicht (mehr) Teil von mir. Zur Freude, die Dein Dasein mir bereitet, gehört *beides*: meine Verbindung mit Dir und *Deine* unabhängige Existenz. Ich erkenne an, daß Du real bist.

Intersubjektivität

Anerkennung ist so wichtig im menschlichen Leben, daß sie uns meist gar nicht auffällt. Besser gesagt: Sie erscheint in so vielen Verkleidungen, daß wir sie selten als übergreifendes Konzept verstehen. Es gib eine Anzahl von Beinahe-Synonymen für das Wort »anerkennen«: bestätigen, für wahr halten, eingestehen, wissen, akzeptieren, verstehen, mitfühlen, aufnehmen, tolerieren, wertschätzen, sehen, erkennen, sich identifizieren, sich vertraut fühlen... lieben. Selbst nüchterne Forschungsberichte über die frühe Kindheit, in denen der Austausch zwischen dem Säugling und der Bezugsperson geschildert wird, sprechen die Sprache der Anerkennung. Zur *gegenseitigen Anerkennung*, die ich meine, gehören eine Reihe von Erfahrungen, die immer wieder in wissenschaftlichen Berichten über die Interaktion von Mutter und Kind beschrieben werden: emotionale Einstimmung, gegenseitige Beeinflussung, aktives Miteinander, gemeinsame Bewußtseinszustände. Der Begriff »gegenseitige Anerkennung« wird also für die Beschreibung frühester Erfahrungen immer wichtiger. Denn die Forschung zeigt, daß Säuglinge schon aktiv an der Interaktion teilnehmen, daß sie mithelfen, die Reaktionen ihrer Umwelt zu gestalten, daß sie sich ihre eigenen Objekte »schaffen«. Die Untersuchung der ersten Interaktionen in der frühen Kindheit hat den Blickwinkel der Psychologie erweitert: Heute steht sowohl das Kind als auch die Elternperson im Mittelpunkt, also die gleichzeitige Existenz zweier lebendiger Subjekte.⁷

7 Die Vorstellung, daß Kind und Eltern sich gegenseitig beeinflussen, setzte sich besonders infolge von Beobachtungen beim Interaktionen-Spiel durch. Mein Verständnis solcher Interaktionen ist am stärksten beeinflusst durch die Arbeiten von Beatrice Beebe (siehe »Mother-Infant Mutual Influence and Precursors of Self and Object Representations«) und Daniel Stern. Eine Einführung zu diesen Untersuchungen gibt Daniel Stern, *The First Relationship*.

Dies klingt wie eine Selbstverständlichkeit. Aber die bisherigen psychoanalytischen Theorien über die Kindheit unterstellten einen weniger aktiven Austausch zwischen Mutter und Kind. In psychoanalytischen Arbeiten über die frühe Kindheit, über Ichbildung und Mutterschaft, erschien der Säugling bislang als passives, in sich zurückgezogenes, beinahe »autistisches« Geschöpf. Diese Betrachtungsweise fußte auf Freud, für den die anfängliche Beziehung des Ichs zur Außenwelt eine feindselige war, eine Auflehnung gegen deren Zwänge. In Freuds Rekonstruktion beruhte die erste Beziehung (des Kindes zur Mutter) auf dem oralen Trieb. Sie war gekennzeichnet durch physiologische Abhängigkeit, durch ein unspezifisches Bedürfnis nach einer Person, die Spannungen mindert, indem sie Befriedigung gewährt. Die betreuende Person erschien – in diesem theoretischen Bild – nur als Objekt der Bedürfnisse des Babys, nicht aber als eigenständiges Wesen mit einer selbständigen Existenz. Die Beziehung des Babys zur Welt war also nur durch sein Bedürfnis nach Nahrung und Tröstung bestimmt – repräsentiert in der Mutterbrust. Da war keine Rede von Neugier oder Empfänglichkeit für Geräusche und Blicke, für Stimme und Gesicht der Bezugspersonen, also für soziale Kontakte.⁸ Solche Komponenten des Seelenlebens, die eine lebendige und empfängliche Andere voraussetzen, fanden bislang wenig Platz im psychoanalytischen Denken.

Der mittlerweile eingetretene Wandel ging von Forschungen aus, die mit nicht-psychoanalytischen Entwicklungsmodellen arbeiteten. Piagets Entwicklungspsychologie, die den Säugling als ein aktives, nach Stimulation strebendes Wesen auffaßt, hat eine Flut von Untersuchungen und Theorien ausgelöst, die das psychoanalytische Bild vom passiven Säugling gründlich in Frage stellten.⁹ Nicht minder wichtig war der Einfluß ethnologischer

8 Die Blindheit des Triebes für das Objekt und die Gleichgültigkeit oder Feindschaft des Ichs gegen die Außenwelt wurden von Freud behandelt in »Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens« und »Triebe und Triebchicksale«. Freuds Auffassung wurde von zwei frühen und einflußreichen Befürwortern einer Aktivität und Neugier beim Kleinkind kritisiert, nämlich von Ernst Schachtel (*Metamorphosis*) und R. W. White (»Motivation Reconsidered: The Concept of Competence«). Sie behandeln das Problem des primären Narzißmus in Freuds Theorie, mit dem sich auch Balint kritisch auseinandersetzte. Später entwickelte sich eine ganze Welle der Kritik an Freuds Auffassung, und zwar als Antwort auf Mahlers Idee eines frühkindlichen Autismus (*The Psychological Birth of the Human Infant*), gut zusammengefaßt von Emanuel Peterfreund (»Some Critical Comments on Psychoanalytic Conceptualizations of Infancy«) sowie Stern (*The Interpersonal World of the Infant*).

9 Siehe Piaget und Inhelder (*The Psychology of the Child*) und Piaget (*The Construction of Reality in the Child*). Die Psychologen wurden auch von manchen nicht-psychoanalytischen Arbeiten – nicht nur von Piaget, sondern auch von G. H. Mead (*Mind, Self, and Society*) und C. H. Cooley (*Human Nature and the Social Order*) beeinflusst, deren

Studien, die Tier- und Menschensäuglinge in ihrer natürlichen Umwelt studierten und das Entstehen von ersten Bindungen – von Sozialkontakten zu anderen, vor allem zur Mutter – feststellten, wie wir sie oben geschildert haben.¹⁰ Der Säugling, der seine Mutter von Anbeginn erkennt und bevorzugt, entwickelt zu ihr eine Beziehung, die ein weites Spektrum von Aktivitäten und Emotionen umfaßt – ganz unabhängig vom Bedürfnis nach Nahrung und Pflege.

Ausgehend von Beobachtungen an Kleinkindern, konnten die sogenannten »Bindungs-Theoretiker« – vor allem der britische Psychoanalytiker John Bowlby – feststellen, daß die Bereitschaft zu sozialen Kontakten ein primäres und nicht ein sekundäres Verhaltensphänomen ist. Bowlby hatte schon Ende der fünfziger Jahre explizit die bislang gültige psychoanalytische Auffassung bestritten, die die Bindung des Säuglings an die Mutter ganz im Sinne einer oralen Besetzung verstand. Bowlby berief sich auf ausgedehnte Forschungen, die zeigten, daß eine Trennung von den Eltern und der Entzug von Kontakten mit anderen Erwachsenen die emotionale und soziale Entwicklung des Säuglings schwer beeinträchtigen.¹¹ Soziale Stimulation, menschliche Wärme und freundlicher Austausch sind, so folgerte Bowlby, für die Entwicklung des Menschen unentbehrlich – schon vom ersten Moment des Lebens an. Die Beobachtung von Säuglingen, die sicher in eine solche Beziehung eingebettet waren, hat bestätigt, daß die Bindung an gewisse Personen (nicht nur an die Mutter, auch an den Vater, die Geschwister oder andere Betreuungspersonen) ein wichtiger Schritt in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres ist.¹² Bowlbys bahnbrechende For-

sozialpsychologische Theorien die zentrale Bedeutung der Beziehung zum Anderen bei der Entstehung des Selbst betonten.

¹⁰ John Bowlby stützte sich auf ethnologische Untersuchungen an Tieren wie auch an Kindern, als er seine einflußreiche Theorie über den Primat der Bindung formulierte. In einer für die Welt-Gesundheitsbehörde (WHO) verfaßten Studie, *Maternal Care and Mental Health*, arbeitete Bowlby die Grundthemen der Bindungstheorie heraus. Bowlby stellte vor allem fest, daß die Bindung, während die Freudsche Theorie sie als sekundäres Phänomen behandelt und sie als »anaklitisch« (abhängig vom Verlangen nach oraler Befriedigung) definiert, tatsächlich als eine von solchen Bedürfnissen unabhängige Verhaltensform beobachtet werden kann (siehe Bowlby, »The Nature of the Child's Tie to His Mother« und Ainsworth, »Object Relations, Dependency, and Attachment«).

¹¹ Bowlby schildert (*Attachment*), wie Säuglinge, die von ihren Eltern getrennt, jedoch in eine Situation gebracht worden waren, die ein hohes Maß an sozialer Interaktion bot, binnen zwei Wochen nach ihrer Rückkehr nach Hause eine normale Bindung an ihre Eltern herausbilden konnten, während solche, die sich in einer Klinik-Situation ohne entsprechende Interaktion befanden, acht Wochen und länger brauchten, um die gleiche Bindung zu entwickeln. Siehe auch H. R. Schaffer, *The Growth of Sociability*.

¹² Ainsworth und Bell (»Attachment, Exploration, and Separation«) entwickelten zur Beurteilung der Bindung eines Kindes an seine Mutter eine wichtige Forschungstechnik,

schaften trafen sich zeitlich mit einer einflußreichen Strömung der britischen Psychoanalyse: der sogenannten Objektbeziehungstheorie, die sich für die frühen Beziehungen des Kindes zu anderen Personen interessierte. Gemeinsam stellten diese Forscher die Psychoanalyse auf eine neue Grundprämisse: nämlich, daß wir vor allem soziale Wesen sind.¹³

Die Annahme, daß das Kind schon bei der Geburt die Fähigkeit und den Wunsch hat, sich mit der Welt in Beziehung zu setzen, hat bedeutsame theoretische Konsequenzen. Freuds Auffassung vom Menschen als einem monadischen Energiesystem mußte revidiert werden zugunsten der Vorstellung von einem aktiven Selbst, das auf andere angewiesen ist. Damit war auch jene Auffassung der frühen Kindheit in Frage gestellt, die die Hauptströmung der amerikanischen Psychoanalyse – die Ich-Psychologie – vertritt: Die einflußreichste Ich-psychologische Theorie der Kindheitsentwicklung, Ende der sechziger Jahre von Margaret Mahler formuliert, beschreibt eine allmähliche Ablösung und Individuation des Kindes, das aus einer ursprünglichen symbiotischen Einheit mit der Mutter heraustritt.¹⁴ Problematisch an diesem Konzept ist die Vorstellung einer Herauslösung aus dem Einssein. Denn implizit wird damit angenommen, daß wir aus Beziehungen *heraus*wachsen, statt immer aktiver und selbständiger *in ihnen* zu werden; daß wir von einem Zustand doppelten Einsseins ausgehen und in einem Zustand vereinzelter Einsseins enden.

Mahlers Arbeiten über Ablösung und Individuation bildeten gleichwohl einen Meilenstein in der Theorie des Selbst. Denn hier wurde eine Entstehungsgeschichte der mit dem Selbständigwerden verbundenen Ängste und Konflikte vorgelegt. Und damit wurde der Schwerpunkt der psychoanalytischen Theorie und Praxis verschoben. Die Theorie der Ablösung und Individuation gab der Psychoanalyse den Anstoß, sich mit den Objektbeziehungen zu befassen. Diese Theorie vermochte die tatsächliche Interaktion zwischen dem Kind und den Eltern konkreter darzustellen: Sie konnte der interpersonalen Dynamik gerecht werden, ohne die innere Realität des Un-

nämlich die Beobachtung von Kleinkindern in einer fremden Situation. Der Test kontrolliert die Angstreaktion des Säuglings auf Fremde, wie sie sich in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres entwickelt, und unterstellt, daß Säuglinge mit normaler Bindung sich an die Mutter klammern, wenn sie Angst haben. Ainsworth beobachtete, wie gut das Kind in der Lage war, sich nach einer Trennung wieder mit der Mutter zu vereinen und aus ihrer Gegenwart Sicherheit zu beziehen.

13 Guntrip (*Personality Structure and Human Interaction*) legte besonderen Nachdruck auf Fairbairns Idee (*Psychoanalytic Studies of the Personality*), daß es eine Verschlechterung der Beziehung bedeutet, wenn der Trieb sich primär auf einen einzigen psychosozialen Aspekt richtet statt auf das ganze Objekt.

14 Mahler et al., *The Psychological Birth of the Human Infant*.

bewußten zu vernachlässigen. Die Theorie der Ablösung und Individuation bringt das Geschehen in der Beziehung zwischen dem Selbst und der Anderen am besten zur Geltung. Und doch wiederholt diese Theorie in der Beschreibung der Säuglingszeit die alte Vorstellung vom Baby, das niemals von der Mutterbrust aufblickt. Dieses Baby, das wie ein Vogel aus dem »Ei der Symbiose« ausschlüpft, wird dann von der Mutter fürsorglich in die Welt geführt, ganz ähnlich wie in Freuds Idee, wonach das Ich erst durch den Druck der Außenwelt zur Existenz gebracht wird.¹⁵

Das Kindheitsbild der amerikanischen Psychoanalyse und auch die klassisch-freudianische Auffassung wurden daher radikal in Frage gestellt, als der Psychoanalytiker und Kindheitsforscher Daniel Stern in den 1980er Jahren mit der Behauptung hervortrat, daß das Kleinkind zu keiner Zeit in völlig undifferenzierter Symbiose mit seiner Mutter lebt, sondern von Anfang an bereit ist, sich für die Welt der Anderen zu interessieren und sich von ihr abzugrenzen.¹⁶ Wenn wir also die Idee akzeptieren, daß der Säugling sein Leben nicht als Teil einer undifferenzierten Einheit beginnt, geht es nicht mehr einzig darum, wie wir uns aus diesem Einssein herauslösen, sondern auch darum, wie wir Bindungen mit anderen Menschen eingehen und diese anerkennen. Es geht nicht mehr nur darum, auf welche Weise wir uns von der primären Anderen befreien, sondern auf welche Weise wir uns aktiv in die Beziehung zu dieser Anderen einbringen und uns darin zu erkennen geben.

Dieses neue Verständnis des Selbst entwickelte sich nicht nur in der Kindheitsforschung, sondern auch in den Sprechzimmern der Analytiker, die den Schrei des Säuglings aus der Stimme des Erwachsenen heraushörten. Die Qualen der Menschen, die sich tot und leer fühlten, die keine Verbindung mehr mit sich selbst und mit anderen hatten, warfen die Frage auf: Was bewirkt, daß ein Mensch sich lebendig und authentisch fühlt? Und diese Fragestellung führte zurück zum Kleinkind, und mit den Worten des britischen Psychoanalytikers D. W. Winnicott lautet die Frage nun: Welche

15 Mahlers Vorstellung von einem »Ausschlüpfen« wurde auch von jenen Forschern in Frage gestellt, die Reaktionsbereitschaft und Interaktion beim Säugling als einen kumulativen Prozeß nachwiesen. Siehe Anm. 8.

16 Stern, »The Early Development of Schemas of Self, of Other, and of Various Experiences of ›Self with Other‹«. Siehe auch *The Interpersonal World of the Infant*. Stern, ein Pionier der Kindheitsforschung, behauptet, daß entstehende Strukturen oder Fähigkeiten beim Säugling angeboren sind und sich in Interaktionen mit anderen Menschen sofort entfalten. Die Tatsache, daß das Kleinkind zum Beispiel zwischen einer kontinuierlichen und einer unterbrochenen Verhaltensverstärkung zu unterscheiden vermag, bedeutet, daß es rasch zwischen dem, was es tut (Stimme hallt in der Brust), und dem, was die Andere tut (Antwort), zu unterscheiden lernt.

Art von Beziehung »befähigt ein Kind dazu, überhaupt zu existieren, ein persönliches Ich auszubilden, seine Triebe zu kontrollieren und mit allen Schwierigkeiten des Lebens umzugehen?«¹⁷ Dies bedeutete eine »Rück«-wendung des psychoanalytischen Interesses. Jetzt ging es weniger um Neurosen, ödipale Konflikte und sexuelle Unterdrückung als um präödiipale Konflikte des Ichs, um Störungen im Selbstgefühl, um das Gefühl schmerzhafter Einsamkeit und Leere. Die Psychoanalytiker fragten sich: Was entscheidet darüber, ob unser Selbstgefühl gefestigt oder gestört wird? Sie interessierten sich nicht nur für den Wunsch, für seine Befriedigung bzw. Unterdrückung, sondern für das Selbst, das von anderen, die diese Wünsche erfüllen oder verweigern, berührt wird. Verweigerung oder Erfüllung können darüber entscheiden, ob das Kind sich in seiner Aktivität und Selbstachtung bestätigt oder abgelehnt fühlt. Von der Frage, wie sich das Selbst (in Form von Selbstliebe, Selbstkohärenz und Selbstachtung) zu sich verhält, gelangte die Psychoanalyse zur klinischen und theoretischen Beschäftigung mit dem Narzißmus. In den siebziger Jahren begründete Heinz Kohut eine neue Richtung innerhalb der amerikanischen Psychoanalyse: nämlich die Selbst-Psychologie, die eine neue Deutung der psychischen Entwicklung bot – ausgehend vom Bedürfnis des Selbst, Kohärenz und Spiegelung im anderen zu finden.¹⁸

Von der Beschäftigung mit einem an mangelnder Anerkennung leidenden Selbst und von der Vorstellung eines aktiven, zu sozialen Kontakten bereiten Säuglings, der sich von anderen differenziert und mit anderen Beziehungen aufnimmt, gelangen wir zum *intersubjektiven Standpunkt*.¹⁹

17 Winnicott, »Primary Maternal Preoccupation«, S. 304.

18 Kohut, *The Restoration of the Self*. Die Selbst-Psychologie behauptet, daß wir unser ganzes Leben lang andere Menschen als »Selbst-Objekte« im Dienst des Selbstwertgefühls und der inneren Kohärenz brauchen, und kritisiert die – ihr zufolge – irrige psychoanalytische Überbewertung der Unabhängigkeit als Ziel der Reifung. Wie Greenberg und Mitchell (*Object Relations*) aufzeigen, stellt diese Kritik die negative Beurteilung der Abhängigkeit durch die Psychoanalyse übertrieben dar. Auch trifft sie keine Unterscheidung zwischen der Verwendung von anderen als »Selbst-Objekten« und der Anerkennung des anderen als äußeres Subjekt und verfehlt damit den zentralen Punkt der intersubjektiven Betrachtungsweise.

19 Der erste, der diesen Begriff aus der Habermasschen Gesellschaftstheorie in die Psychologie der Kindheit übertrug, war Colin Trevarthen. Er konstatierte eine »Phase der primären Intersubjektivität, in der gemeinsame Intentionen mit anderen tatsächlich zu psychischen Aktivitäten führen«. In neuerer Zeit hat auch Daniel Stern von Intersubjektivität in der frühen Kindheitsentwicklung gesprochen. Laut Stern gibt es in der Entwicklung des Selbst eine Phase der intersubjektiven Bezogenheit, in der das Kind lernt, subjektive (vor allem emotionale) Erfahrungen mit anderen zu teilen. Weil mit dem Begriff Intersubjektivität sowohl eine psychische Fähigkeit als auch ein theoretischer Standpunkt gemeint ist, bezeichne ich die Fähigkeit als »Anerkennung«, während ich im